

# Olympia und seine Feste

Autor(en): **Camenisch, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574634>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Olympia und seine Feste.

Nachdruck verboten.

Mit acht Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.



Hermes des Praxiteles.

Die Reiche der Großen gleichen einer Festung mit unübersteigbaren Mauern und einem einzigen Tore, durch das ohne den Willen des Herrn keiner hinein- und hinausgeht. Das Land der Hellenen war ein großes offenes Haus mit vielen Wohnungen, aber ohne Kerker und Thronsaal, in dem jeder nach Herzenslust ein- und ausging, schaltete und waltete, wie es ihm beliebte; nur der Herd und der Spielplatz waren allen gemeinsam: der Herd war Delphi und der Spielplatz Olympia.

Wie später bei den schweizerischen Eidgenossen, so paarte sich bei den alten Griechen das Streben nach Unabhängigkeit gegen außen mit dem damit verwandten Widerwillen gegen einen straffen Staatsverband im Innern. Bei der unendlichen Zerstreuung der Griechen über den ganzen Länderkreis der Mittelmeerwelt feierte der Individualismus im Guten wie im Bösen seine Triumphe. Er war so ausgebildet, daß man schlechterdings weder von einem griechischen Volke, noch von einer hellenischen Nation, sondern bloß von den Hellenen und Griechen reden kann. Ein geistreicher Mann konnte daher mit Recht sagen, daß hier erst der Mensch geboren wurde.

Die Assyrer, die Israeliten, die Perser leben in unserer Vorstellung nur je als Volk, das durch seine Masse wirkt, nur als Ganzes Taten schafft und Geschichte macht. Wir hören die Myriaden ihrer Pfeile schwirren, wir sehen zahllose Schwerter blitzen, des Auges aber, das jenen den Weg weist, und des Armes, der diese führt, werden wir nicht gewahr, und was der einzelne in Krieg und Frieden, zu Hause und im Felde fühlt und denkt, das kommt uns nicht zum Bewußtsein. Wir sehen bloß den einen, den sie alle fürchten und dessen Hand die aus tausend und abertausend Mädchen zusammengesetzte Staatsmaschine in Schwung versetzt, der alle ihre Teile nach seinem Willen lenkt und auch allfällige Widerspenstige mit sich fortreißt: rastlos, wahllos, zahllos — bis früher oder später die treibende Hand kraftlos sinkt und der Gang des Uhrwerks stockt.

Wie ganz anders die Hellenen! Kein Wunder, daß der Grieche, der keinem „Großkönig“ untertan sein will, auch keinen kleinen König über sich duldet; denn was die Spartaner Könige nannten, waren bloße *primi inter pares*, Häuptlinge im Kriege, um welche die Bewaffneten sich scharten. Schon Homer weiß uns viel zu erzählen vom Eigensinn und Eigenwillen der Achäer, und wenn er jene bekannten Worte ausruft: Einer sei König, einer sei Herr! so beweist dies mehr, daß bei den Griechen die gegenteilige Ansicht Wurzel gefaßt hatte und jeder sich gern für seinen eigenen König hielt, wie ihre spätgeborenen Nachkommen — wir denken natürlich nur an die Inselbewohner und Mainoten — auch heute noch lieber in ihrer einfachen Hütte im Schatten der eigenen Delbäume unbekümmert um Königreich und Königsstaat ihr frugales Mahl in patriarchalischer Weise mit ihren Kindern und Knechten teilen, als drüben in der Stadt ein glänzenderes Leben gegen das eigene Königtum eintauschen.

Wer stramm monarchisch denkt und das Heil der Menschen nur in einer strengen Zentralgewalt und der unbedingten Hingabe an eine Autorität erblickt, der wird über die „zerfahrene Politik“ der alten Griechen und ihren „schränkenlosen Individualismus“ mit seinem Urteil schnell fertig sein und ihnen gerne den „Idealstaat“ Rom mit seinem eisernen Gefüge als Vorbild gegenüberstellen. In Hellas verkörpert sich die Idee der Freiheit, mit Rom verknüpft sich ewig die starre Unterwerfung. Kaiser und Päpste bauten auf römischem, die Helten des Geistes und des Fortschrittes auf griechischem Fundament ihre Werke auf; wo noch heute die Autorität mit der Freiheit

und der blinde Glaube mit dem selbstbewußten Denken im Kampfe liegen, holen jene ihre Waffe aus dem Arsenal zu Rom und diese aus Hellas. Das alte Rom bekam im Lauf der Jahrhunderte andere Tempel, und seine Hüter der Autorität erhielten an Stelle der Toga einen christlichen Mantel, und wie das heidnische Kolosseum, das Sinnbild von Roms Macht, durch Anbringung einer christlichen Kanzel, die das Gesamtbild aber nicht verändert, ja kaum auffällt, vor der Zerstörung bewahrt wurde, so hat man auch das System des alten Rom durch die Jahrhunderte gerettet, indem man es „christianisierte“. Beide haben jedoch schon große Einbuße erlitten: vom Kolosseum löst sich stetig Stein um Stein, und einmal wird die Zeit kommen, da auch dieses Menschenwerk nicht mehr sein wird. Seine römische Prophezeiung aus dem achten Jahrhundert ahnt schon diesen Fall: „Wenn das Kolosseum fällt, wird auch Rom fallen“; aber, wie zum Troste für Rom, fügt sie noch bei: „Mit Rom fällt die Welt!“ Ja, eine Welt wird dann in sich versinken; aber eine andere wird ganz an ihre Stelle treten, eine Welt, die nicht an die Existenz eines Bauwerkes, das die Menschen im Frondienste der Tyrannei und der Autorität errichten mußten, gebunden ist, sondern eine Welt, in der denkende Menschen, aber keine „gläubigen“ Untertanen mehr geboren werden. Und so wird der Geist der Hellenen unsterblich sein, weil er nicht an eine menschliche Zentralgewalt gebunden war. Der ihnen zum Vorwurf gemachte schränkenlose Individualismus ist zugleich ihre Rettung vor dem Untergang durch Vergessen. Die äußere Macht ist vergänglich; noch sind alle Reiche, die auf Gewalt und Autorität gegründet wurden, wieder in sich selbst versunken, weil der einzelne nicht zur Geltung kommen konnte und auch die besten Elemente eines Volkes im Schatten der sie verdunkelnden Bedeutungslosigkeit verkamen. Der „Sonnenkönig“ hat bewußt oder unbewußt die Verkümmern der Menschen in den auf bloße Autorität aufgebauten Reichen treffend in seinem Namen verfürpert: wo einer allen Sonnenschein sich selbst zueignet, da müssen die andern eben sterben. Im alten Hellas leuchtete die Sonne aber allen, und so kam in alle Geschöpfe Leben und Freude an Leben und jeder einzelne lernte, Mensch zu sein und Menschen zu erziehen. „Nur durch den Menschen tritt der Mensch ins Tageslicht des Lebens.“ Dies Wort Jean Pauls wird durch die Griechen trefflich illustriert.

Man sagt: Die alten Griechen hielten schlecht zusammen, jeder Stamm eröffnete und schloß den Krieg, wenn's ihm behagte, lief dahin oder dorthin, wohin ihn Lust und Neigung zog, und überließ die andern meist sich selbst. Nach Priestern und Beamten richteten sie sich nur, wenn's ihnen paßte; denn jeder war sein eigener Herr und Priester, und wie manche Kolonie erhob nicht die frevelnde Hand gegen die eigene Mutterstadt?

Sind dies alles wirklich so verabscheuungswürdige Dinge? Steckt nicht hinter manchem ein edler Troß und Stolz, ein Stolz und Troß, der alle Unterwürfigkeit an Tugend und Menschenwürde himmelhoch überragt?

Wenn die Hellenen nicht nur die Regierung gehabt hätten, die sie verdienten, sondern auch gerade die, welche sie sich wünschten? Und waren sie nicht froh und frei trotz ihrer „trostlosen Politik“, tausendmal froher als die Barbaren unter dem eisernen Regiment und die Römer in ihrem vortrefflichen Einheitsstaate? Ueberstrahlte ihre Kultur nicht die aller andern Völker, trotzdem sie am wenigsten auf Autoritäten gaben? Waren sie nicht vielleicht gerade darum so glücklich, weil sie keine Priester hatten, die sich zwischen sie und ihre Götter drängten? Und endlich — waren es nicht auch Hellenen, die Alexander die Welt eroberten?

Auf eines gaben die Griechen besonders acht und pflegten es so sehr, daß sie daneben ohne Not und Gefahr manches vernachlässigen durften, das bei andern Völkern im Vordergrund stand. Dieses Eine, diese erste Pflicht, welche die Hellenen kannten und übten, war: die Erziehung zum Menschen, die Geschöpfe, welche die Natur hervorbrachte, zu Menschen umzubilden, die unabhängig von den andern, den Weg durchs Tal des Lebens zu geben, die Gesetze und die leitende Autorität in sich selber zu suchen und zu finden gewöhnt werden sollten.

Eine sorgfältige Erziehung für Leib und Seele schien dem Hellenen der beste Talisman, ja geradezu das Palladium seines Lebens zu sein, und da er wohl wußte, daß das ganze Dasein ein Ringen, eine Kette von Kämpfen mit all den Widerwärtigkeiten des Lebens ist, so übte er sich schon früh in allen irdischen Arten des Wettkampfes, und solange er diesem Grundsatze treu blieb, blieb er auch gesund an Leib und Seele und stellte seinen Mann, wo man ihn brauchte, ohne äußern Zwang und Autorität. Hierin liegt denn auch des Rätsels Lösung von Hellas' Macht gegen außen. Vom friedlichen Wettspiele weg eilt der Jüngling nach Marathon, und im ersten Anlauf stößt er die jahrelang gedrückten, in der eisernen Strenge der Autorität, aber nicht zu Selbstüberlegung erzogenen Kerntrouppen des unermesslichen Reiches ins Meer, um morgen schon ohne Zwang wieder das Stadion zu Olympia mit demselben Feuer der Begeisterung zu durchheilen, mit dem er sich gestern den drohenden Feinden entgegengeworfen. Hier wie dort ist es kein Gesetz und keine Autorität, die ihn treibt, nicht blindlings folgt er einem harten Kufe. Das Wörtchen „müssen“ und das andere „wagen“ kennt er nicht, wohl aber wägt er in seinem Innern — nicht die Chancen, aber die Pflicht, und anerkennt er sie, dann schreitet er zur Tat; denn daß er sie wagt, ist für ihn selbstverständlich: muß er, so kann er, und kehrt er nicht mehr mit dem Schilde vom Waffengange heim, dann kommt er, sich selbst getreu, als Held, der seinem Pflichtbewußtsein gern sein Leben opfert, auf dem Schilde, und sein schönstes Denkmal ist seine Tat, die er sich nicht befehlen ließ, die er gewollt und darum auch gekonnt.

Der Ort, nicht der einzige, aber der bedeutendste, wo solche Menschen gebildet wurden, lag einst, geschmückt mit Statuen und Tempeln, und liegt heute, bedeckt mit Trümmern und großen Erinnerungen, im Tale des Alpheios oder, wie er heute heißt, des Rhipia, am Fuße des Kronoshügels in der nördlichen Peloponnes in der Landschaft Elis und heißt Olympia.

Olympia ist das Mekka der klassischen Bildung, das Aylon der Freunde des Wahren und Schönen, das heilige Land, ihr Allerheiligstes, das sie nur in tiefster Ehrfurcht betreten. Der moderne Reisephilistrier zwar, der von Patras aus in einem Tage Olympia „macht“, weil's im Baedeker einen Stern hat und man also dort gewesen sein muß, der kehrt dem „Steinhäufen“ rasch enttäuscht den Rücken, um bei der Bahnstation hinter einer Flasche den Abgang des nächsten Zuges zu erwarten oder, wenn er ein Deutscher und der „dritte Mann“ aufzutreiben ist, einen barbarischen Sat zu klopfen. Wer aber Idealismus genug in seinen Adern hat, sodas ihm auch der gelehrte-pedantische griechische Unterricht, den er in seiner Jugend genießen mußte, nicht das Auge fürs Schöne zu trüben vermochte, oder wer gar das Glück hatte, von einem begeisterten Freund der olympischen Museen — es gibt trotz allem solche Lehrer sogar nordwärts der Alpen — begeistert worden zu sein, der findet hier mehr, als was sein Auge vor sich sieht. Wie der gläubige Moslim in der Kaaba nicht nur den Stein verehrt, so ist Olympia für ihn eben auch mehr als ein bloßes Trümmerfeld.

Ist doch das Tal des Alpheios an sich allein schon ein Stückchen vom Himmel auf die Erde gefallenes Paradies, sodas wir immer noch mit Lyfias sprechen dürfen, es sei der schönste Punkt in Hellas. Gewiß gibt es Berge und Schluchten, die romantischer sind; aber dem Griechen gefiel weit mehr das Ebenmaß der Dinge als das Uebermaß des Gigantischen, und wie seine Götter nicht an Wucht und Masse mit den Barbarengöttern wetteifern, sondern die goldene Mittelstraße wandeln und an innerer Größe jene überstrahlen, so wählten ihre Verehrer nicht den imposantesten, sondern den lieblichsten Ort zu ihrem Festplatz aus. Unfern dem Meere, das im Altertum noch näher herankam als heute, auf der fruchtbaren Ebene einer sanft gewellten immergrünen Hügelandschaft, im Norden als Bollwerk die weißen Zäune des Erymanthosgebirges, umweht vom geheimnisvollen Rauschen der Laubholzwälder und Fichtenhaine, die dem kalten Boreas ebenföser als der Gluthize des Notos den Zutritt verwehren, aber dem kühlungspendenden Zephyr nur den Willkommgruß entgegenwinken, hier zwischen Alpheios, der aus Liebe zur Quellnymphe Arethusa aus einem föhnen Jäger zum Fluß geworden, und Kladeos, dem „Rauscher“, hingelehnt an den Kronoshügel, seine hohe Warte, liegt fernab von der kampfumtobten Bühne des Mars das Heim des Friedens und der Freiheit und der sie beschützenden Götter, wohin alle vier Jahre ein

heiliger Wille die Griechen ihre Schritte lenken ließ, von Ost und West, von Süd und Norden her, wieweit sie auch ihr Geschick von der engern Heimat entfernt haben mochte. Ein heiliger Friede wurde über das ganze Land gerufen, und wehe dem, der ihn brach; die Strafe blieb für ihn nicht aus; denn nicht Menschen hatten diesen Ort und diese Tage bestimmt, sie waren durch die Götter selbst geheiligt, die Pythia zu Delphi machte allen freigeborenen Hellenen den Besuch zur heiligen Pflicht. Zwei Dinge lassen uns so recht die große Bedeutung ermessen, die das Fest für Panhellas hatte. Selbst als die Barbaren, die an den „heiligen Frieden“ sich selbstverständlich nicht gebunden fühlten, von Norden her sich mit Ketten nahten, um der Griechen Freiheitsinn damit zu fesseln, ruhten die Festfeiern zu Olympia nicht; man vergaß in der größten Not nicht, auch der andern Götter zu gedenken und nicht nur dem männermordenden Ares zu opfern. Und als die äußere Macht der Griechen immer tiefer sank und das Joch der Unterdrücker auf ihnen lag, nachdem die zielbewußte Realpolitik über ihre idealere Lebensauffassung und den genialen Leichtsinns äußerlich den Sieg davongetragen hatte, ja sogar noch, als die trotzigten Söhne des Nordens, welche die große Völkerflut an ihre sonnigen Gestade warf, ihnen Vernichtung drohten, feierten sie in echtgriechischer Sorglosigkeit ihre olympischen Feste und sahen nur den blauen Himmel über sich. Ihr sonnenhaftes Auge überlief die dunkeln Wolken, ihr Sinn war blind für die Zeichen kalter Berechnung. Oder war ihnen all das zu klein, zu unbedeutend? Sahen die führenden Geister, die nicht ohne eigene Schuld und Absicht schlechte Politiker waren, gar voraus, daß wohl die Form zerbrechen könne, der Geist von Hellas aber aus allen Kämpfen und Feuerbränden stets als verjüngter Phönix zu neuem Leben erstehen werde? Wußten sie es, daß das schönste Erbe einer sterbenden Generation an die Epigonen nicht geschlagene Schlachten und gewonnene Siege, sondern die Begeisterung ist, die sie fähig macht, die Welt selbst zu erkämpfen und zu erstigen?

Olympia lag im Mittelpunkt der griechischen Welt. Den Festbesuchern aus Großgriechenland und den ionischen Inseln bot die Mündung des Alpheios beim heutigen Katafoko einen sichern Hafen, und auf seinem Rücken trug der geduldige Flußgott ihr Gepäck, ihre Nahrungsmittel für die Festzeit und die Last ihrer Geschenke für die Götter nach Olympia hinauf. Heute allerdings würde man sich und seine Habe wohl nur mit geringer Zuerflucht dem Alpheios anvertrauen; alles spricht dafür, daß er damals noch gestitteter war. War's die Nähe der Götterheimat, war's die ordnende Hand der Menschen, die ihm Schranken setzte und den Lauf anwies? Gewiß haben auch hier des Barbaren Fuß und das faulfromme Mittelalter zerstückt, rohe Fäuste und gottwohlgefällige Stumpfheit vernichtet, was der griechische Geist geschaffen hatte, was ihnen aber unfaßbar war. Das Alpheiosstal, das im Altertum ein wohlhabendes Volk ernährte, war später jahrhundertlang ein Ort lungernder Bettler und Mönche.

Damals, als die Menschen hier noch froh zusammenströmten, boten die saftigen Tristen der Alpheiosebene auch den Lasttieren ein Fest, die sich dort gütlich taten, indes ihre Herren in Sonnenbrand und Müdenschwarm ohne schützende Hülle im Stadion sich um einen edlern Preis bemühten, als die Behaglichkeit ihn geben konnte.

Auf sieben Straßen näherten sich zu Lande die aus dem „Bärenland“ Arkadien, aus der Musenstadt Athen, vom alten Königsitz von Argos und Lakadamon. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen“ derer, die zur Zeit des Vollmondes nach der Sommer Sonnenwende, also zur Zeit der größten Hundstags Hitze, nach Olympia ihre Schritte lenken? Still und ernst, ohne unnötige Worte zu machen, kommen die Spartaner, leicht und leichtfertig plaudernd die Korinther, dann die Aithener, von denen die einen alles wissen und die andern alles besser und die, wenn sie mit einem Thema zu Ende sind, zwischenhinein einen „Kuhmehler“ aus Boiotien, dem Lande der Rinder, zu hänseln versuchen, der ihnen zwar die Antwort nicht schuldig bleibt, sich aber bald wieder seinen engern Landsleuten zuwendet, um sich mit ihnen über die am Wege grafsenden Schafe und Ziegen zu verbreiten, da ihnen, den praktischen Landwirten, diese Dinge mehr am Herzen liegen als das attische Salz der Aithener, die sie im tiefsten Herzensgrund ebenföser beneiden, als sie äußerlich in ihrem Bauernstolz sich über sie erheben.

Es gab eine Zeit, da neben andern unwahren Dogmen auch das von dem mangelnden Natursinn der Griechen von der

Zunft aufgestellt und von den Nichtzünftlern gedankenlos hingenommen wurde, weil der Grieche so wenig von der Schönheit der Natur redet. Kann eine Gegend nicht auch gewaltig auf den Beschauer wirken, ohne daß er in laute Entzückung ausbricht? Dem Griechen, der durch das „Morgentor des Schönen in der Erkenntnis Land“ den Weg sich bahnte, war das Schöne in der Natur etwas Selbstverständliches, und so brauchte er nicht immer wieder auszusprechen, was er fühlte. Es ging ihm ebenso, wie es noch heute dem Sohn der Berge geht. Wer fühlt wohl mehr die Erhabenheit der weißen Firnen, er, der still und andächtig vor ihnen steht, oder der blasierte Städter, der mit einem banalen „Großartig!“ die Eindrücke einer Gletscherfahrt quittiert? Wie oft dienen nicht auch in der Westhetik die Worte dazu, die Gefühlsarmut zu bemänteln? Käme es bloß auf Worte an, dann hätte wohl die Zeit der Pognizschäfer mit ihrer arkadischen Schwärmerei am ehesten Anspruch auf Sinn für die Natur, und doch, wie ichal waren ihre Gefühle, wie nichts sagend ihre Worte! Wer Olympia und Delphi gesehen, auf der Akropolis und Akroforinth gestanden hat, der glaubt das Märchen von dem für die Schönheit der Natur unempfänglichen Griechen nicht mehr; ein großer Unterschied besteht allerdings zwischen uns und jenen: der Grieche baute an die schönsten Punkte seines Landes ein stilles Haus für Götter und wir — ein Wirtshaus mit seinem Wust und Lärm.

Doch lassen wir die Gegenwart und kehren wir zurück in die Vergangenheit! In langen Scharen kommen sie heran, die heilige Straße herauf, auf der sie bei der Quelle Phera verweilen, um zu opfern und sich zu waschen; denn nur Keinen steht der Ort der Götter offen. Jedenfalls wurde aber diese heilige Straße (s. Abb. 1) vor zwei Jahrtausenden besser instand gehalten als jetzt; denn wer heute den holprigen Hohlweg, der mehr einem ausgetrockneten Flußtal gleicht, einherstolpert, der wird nicht von sehr heiligen Gedanken getrieben. Und nicht nur für uns „Barbaren“, die wir ihn murrend überwandern, war der Genius loci ein unfreundlicher; auch der Nachkomme der Freunde der Götter aus dem nahen Dörfchen Druba (s. Abb. 2 u. 3), der seinen Giel hinter uns hertrieb, hatte — zu unserer Veruhigung — seinen stoischen Gleichmut verloren; denn dem Gehege seiner Zähne entfloß von Zeit zu Zeit der nicht mißzuverlehnende Fluch: Kérata, Kérata! Auch seinen Geist erfüllte kein milder Gott.

Oder sollten etwa die Steine das Opus der zum feste der Götter Wallfahrenden mehren? Kaum! Bei den „heidnischen“ Griechen pflegte man der Gottheit nicht mit Bohnen in den Schuhen zu dienen. Gewiß waren damals auch die Straßen den Häusern der Götter angemessen, zu denen sie führten (wie heute, s. Abb. 3). Zudem haben wir ja ein klassisches Zeugnis schon bei Homer dafür, daß die Straßen der Peloponnes früher besser waren; denn heute würde Telemach mit seinem „künstlichgebildeten“ Wagen trotz seinen schönmähnigen hurtigen Rossen nicht weit ins Innere der Peloponnesinsel hineinfahren.

Immerhin dürfen wir uns die alte heilige Straße nicht allzubreit und modern langweilig denken. In den Straßenbauten waren die Griechen eben keine Meister wie die Römer, und sie haben es wohl kaum als Mangel empfunden, wenn die Wege nicht glatt und pfeilgerade waren und etwa da und dort ein vorwitziges Pflänzchen zwischen dem Pflaster emporsoß. Sollten sie, die die Freiheit über alles schätzten, nicht auch die Natur sich nach Herzenslust ausleben lassen in Wald und Feld und sollten sie nicht eher als an einer Straßenmauer sich freuen der kleinen goldigen Weintrauben, die hier am Wegesrand in ihrer Urheimat — nach der Sage ist Gott Dionysos am Alpheios geboren — einem unschuldigen Lebenszweck entgegenreisten, da ihr Saft sich nicht in gärend Menschenpist zu verwandeln, sondern bloß den dankbaren Vögeln und dem frohen Wanderer ein leckeres Mahl zu bereiten bestimmt war?

Nachdem sie unter frohen und ernstern Gesprächen unvermerkt an den Fuß des Kronoshügels gelangt waren, standen sie auch schon im heiligen Bezirk, in der „Altis“, dem Hain der menschlichen Götter und der göttlichen Menschen; denn die Griechen rühmten sich nicht mit Unrecht ihres göttlichen Geschlechts; der Apostel Paulus hat diesen Text für seine Predigt in Athen gut gewählt. Was für ein Bild muß Olympia dargeboten haben, da seine Götter noch nicht entthront waren! Auch das reichste Phantastebild, das sich heute aus den Ruinen und dem bröckelnden Geröll des Trümmerfeldes vor unserm innern Auge aufbaut, kann nur einen blaffen Schattenriß gewähren von seiner einstigen Pracht und Herrlichkeit.

Zunächst dem in die Umfassungsmauer eingefügten Eingangstor stand das Heiligtum der Hera (s. Abb. 4), dessen Anfänge wohl tausend Jahre vor Christi Geburt liegen. Es ist der älteste griechische Tempel auf dem Festland, von dem sich eine Spur erhalten hat. Hier stand einst ein Kultbild der Hera, der Lokalgöttin des Gaues Pisa, und als Weihgeschenk wurde im vierten Jahrhundert hier der Hermes des Praxiteles (s. Titelbignette S. 225) aufgestellt, den eine Laune des Geschicks in weichen Lehm gebettet, als ein Erdbeben die Tempel in Trümmerhaufen verwandelte, gleichsam als wollte es den Spätgeborenen mit der Sehnsucht nach mehr noch einen Schimmer vom einstigen Glanze übermitteln. Die erhaltenen dorischen Säulen, in denen sich mehrere Jahrhunderte spiegeln, waren für den bekannten Archäologen Dörpfeld ein Fingerzeig für die Lösung eines alten Rätsels. Pausanias, der im zweiten christlichen Jahrhundert Olympia besuchte und beschrieb, erwähnt nämlich, daß zu seiner Zeit noch eine alte morsche Holzsäule mitten unter den marmornen gestanden habe, die eine daran angebrachte Inschrift als Bestandteil vom Hause des Dinomaos ausgab, auf den ja, nach einer Sage, die ganze Anlage von Olympia zurückgeht. Da nun von einem feineren Dach keine Trümmerstücke sich erhalten haben, hat Dörpfeld den Schluß gezogen, der ursprüngliche Tempel habe aus Holz bestanden und erst nach und nach seien die vom Zahn der Zeit zernagten hölzernen Säulen, um das Gotteshaus vor dem Zerfall zu retten, durch steinerne ersetzt worden, nicht auf einmal, weil man ein geweihtes Stück, solange es aushält, nicht vernichten und ersetzen darf. Dafür spricht auch der Charakter einiger Säulenkapitelle, der unverkennbar altägyptisch ist, während andere neuere Datums sind. Neuerdings haben ja die bekannten Leibes-Forscher Sarafin den griechischen Tempelbau vom Hause der Pfahlbauer herzuweisen versucht und so in der Architektur eine weitere Etappe nach rückwärts aufgehellt.

Alle fünf Jahre, sagt Pausanias, weben und weihen die Frauen der Hera ein Gewand und verbinden mit dieser Feier einen Wettlauf der Jungfrauen, die in kurzen Röckchen mit aufgelösten Haaren und entblößter rechter Schulter um den Kranz vom Delbaum ringen und, wenn sie siegen, ihr eigenes Bild dem Tempel weihen dürfen und ein Stückchen Opferfleisch von der der Göttin geopfertem Kuh erhalten. Dies Fest, das Hippodameia gestiftet haben soll, fiel aber nicht mit dem der Männer zusammen; denn wenn eine Frau bei diesem auch nur zuzusehen sich erkühnte, wurde sie am Alpheios über die Felsen des Tropaion-



Olympia Abb. 1. Die „heilige Straße“.



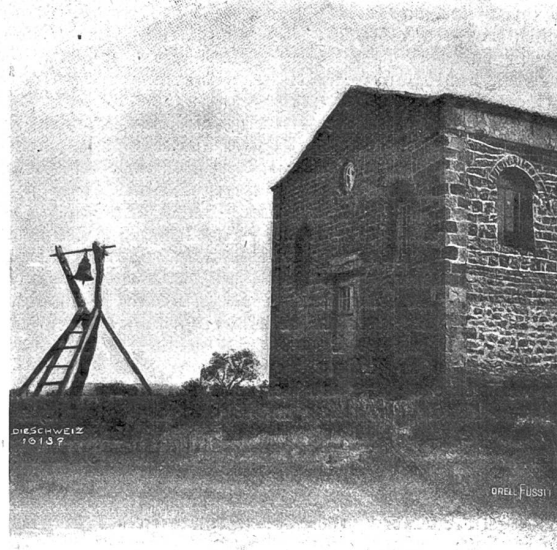
Olympia Abb. 2. Straßenbild aus Druba.

berges hinabgestürzt. Nur einmal machte man vom harten Gesetz eine Ausnahme. Als nämlich einmal eine Witwe, in den Mantel ihres Mannes gehüllt, ihren Sohn auf den Kampfplatz führte und ihn, nachdem er Sieger geworden, in ihrer Mutterfreude so stürmisch umarmte, daß sie entblößt und erkannt wurde, da schenkte man ihr das Leben aus Achtung für ihren Mann, ihre Brüder und ihren Sohn, die alle olympische Siege errungen hatten. Um aber Ähnliches für die Zukunft zu verhüten, mußten fortan nicht nur die Wettkämpfenden, sondern auch die Kampfrichter nackt auf dem Kampfplatz erscheinen, was niemand auffiel, weil jene Menschen noch nicht so verderbt waren, daß sie sich der Nacktheit geschämt hätten.

Das Heraton und die mit ihm verknüpften Feste gleichen dem Monde, der seinen Glanz von der Sonne erhält. Die Sonne aber, die hier alles überstrahlte, war Zeus, dessen herrliches Goldbellenbeinbild, ein Meisterwerk des Pheidias, den Zeustempel schmückte und erfüllte; denn der zwanzig Meter hohe Bau, den der Baumeister Libon aus Elis im Jahre 456 vollendet hatte, mochte das Riesensbild kaum zu fassen, das, so menschlich einfach es war, doch so unnahbare Majestät ausstrahlte, daß auch Pausanias, der sonst gerne den aufgeklärten Griechen seiner Zeit hervorkehrt, hier unumwunden eine göttliche Einwirkung zugesteht. Man hat sogar in diesem Bilde das Vorbild der spätern bärtigen Christusbilder zu entdecken geglaubt. Wie tausend andere ist auch dieses Kunstwerk Griechenlands ein Opfer barbarischer Habsucht geworden; denn wenn sie auch den Zeus nicht ehrte, so frönte sie doch dem Mammon, der in seinem goldenen Gewande wohnte. Sein Haus aber vermochten Menschenhände nicht zu brechen, wie sehr sich auch die fanatischen Mönche Theodosius' II. mühten, auch dieses zu vernichten. Die Goten Marichs, denen man diese Barbarei aufs Kerbholz schrieb, die hat die Not wohl getrieben zu nehmen, was sie brauchen konnten, jedoch die Tempel zu vernichten, dazu hatten sie keinen Grund und auch nicht die Macht. Das konnte nur der Erdschütterer Poseidon, der im Zorn über die Schändung des Heiligtums seines Bruders es in Trümmer warf, wie sie heute noch daliegen, die keine Menschenhand mehr aufrichtet, der Olympiasfahrer aber sinnend betrachtet, wie etwa die Troer den von Götterhand gestürzten großen Sohn der Thetis am staischen Tore mit ihren Blicken maßen. Einen Maßstab für die Größe der dorischen Säulen, deren Kern aus Poros und deren Verkleidung aus blendendweißem Marmor bestand, geben auch heute noch die Kannelüren der Säulenfrünte, in die sich ein Mann hineinstellen kann. Von den vierunddreißig Säulen des Außentempels, deren Höhe mehr als zehn Meter betrug, stehen bei zwanzig noch die untersten Trommeln, auf

denen je dreißig Personen bequem stehen können (s. Abb. 5). Wie Hera und die Göttermutter, deren Tempel, das Metroon, zwar erst in späterer Zeit entstand, so hatte auch Zeus seinen Opferaltar außerhalb des Tempels, ja, dieser Altar war wohl lange Zeit das einzige Werk, das Menschen im heiligen Haine errichtet hatten, und bestand nur aus einem Aschenhaufen, der als Eigentum des Gottes natürlich nicht zerstreut werden durfte. Funde aus der ältesten Zeit geben uns ein sprechendes Zeugnis für die Naivität jener Menschen; denn damit die Gottheit den Spender des Opfers nicht etwa vergesse, weihte man ihr sein eigenes Bild, und wer ihr nicht ein fettes Kind als Opfer darbringen konnte, der wollte ihr wenigstens seinen guten Willen zeigen, indem er ein mageres Abbild des Opfertieres auf den Altar legte. Als aber die Griechen reich geworden waren, da flammten nicht nur zahllose Opfer zum Himmel, auch ihre Schaghäuser, deren Ueberreste am Fuße des Kronoshügels heute noch deutlich sprechen, zeigten, wie man Götter ehrte.

Der Ursprung des Zeuskultus und des Festes ist ins graue Dunkel der Sage gehüllt. Olympia war nie eine Stadt, sondern stets ein Kultort, dessen älteste Zeit auch ein Drafel barg, das aber mit der Zeit von den Spielen so sehr in den Hintergrund zurückgedrängt wurde, daß es aus dem Kulte verschwand. Wie alt auch die Wettspiele sein mögen, eines ist jedenfalls noch älter als sie: das Opfer. Nach einer Ueberlieferung der Geer hätten schon die Menschen des goldenen Zeitalters dem Kronos zu Olympia einen Tempel erbaut. Da Kronos von seinen Kindern dasselbe Schicksal fürchtete, das er seinem Vater bereitet hatte, so fraß er alle seine Kinder auf, die ihm Rhea gebar. Als indes Zeus geboren wurde, übergab ihn die besorgte Göttermutter den Kureten zur Pflege und Erziehung. Der älteste unter diesen, der idaiische Herakles, stellte nun mit seinen Brüdern die ersten Wettkämpfe an und bekränzte den Sieger mit einem Zweige des wilden Delbaumes, den er selbst hieher verpflanzt, wie er auch dem Orte den Namen Olympia gegeben habe, und weil sie ihrer fünf Brüder waren, verordnete Herakles, daß die Wettspiele alle fünf Jahre abgehalten werden sollten. Dieser Erzählung, die Pausanias überliefert, steht die zugrunde liegende Konstruktion an der Stirne geschrieben: es ist Volksethymologie, wie wir sie in allen Sagenkreisen finden, spätere Kombinationen phantasierender Dichter und Sänger, die dunkle Erinnerungen ins helle Licht lebendiger Dichtung kleideten, ohne zu verlangen, daß ihre Hörer das duftige Gewand, das ihre Lust zu Fabulieren geponnen, als drückendes Gewebe wirklicher Geschichte auf sich fühlten, wie es später geschah, da ein kaltes Geschlecht die Blüten morgenländischer Poesie in ein totes System von Dogmen preßte. Sicher war der Kern des Festes eine Ernte-Dankfeier. Darauf weist schon



Olympia Abb. 3. Ein moderner Tempel zu Olympia (Orthodoxe Kirche von Druba mit Friedhof und „Mocenturm“).

die Zeit hin. Was hätte die Griechen gehindert, die schweiß-  
triefende Arbeit der Wettkämpfe in eine kühleren Jahreszeit  
zu verlegen, wenn nicht die Zeit von alters her bestimmt und  
geheiligt gewesen wäre?

Die einzelnen Wettkämpfe sind nach und nach entstanden.  
Das Ursprüngliche ist wohl der einfache Wettlauf, der bald  
zum Doppellauf erweitert wurde und nach wie vor der Haupt-  
akt des Festes blieb; denn der Sieger im Wettlauf war der  
gefeiertste, er war es auch, der der Olympiade seinen Namen  
übertrug. Allein dem Griechen war nichts so verhaßt als die  
Einseitigkeit, und so kombinierte er bald das Pentathlon, eine  
Verbindung von Lauf und Sprung, von Werfen mit Speer  
und Diskos und Ringen, die eine harmonische Ausbildung des  
ganzen Körpers bewirkte. Nicht nur stark und behend, sondern  
auch schön mußte der Mensch sein, wenn er das Maß aller  
Dinge sein sollte. Seine Schönheit kaufte sich der Grieche eben  
nicht beim Schneider und Kosmetikhändler, welche die körperliche  
Erwärmllichkeit der heutigen Stutzer und Modedamen mit Watte  
und Salben gnädig bedecken. Die natürlichen Körperformen zu  
entwickeln, nicht sie zu verändern, war sein Ziel, und dies Ziel  
erreichte er auf dem Turnplatz, über dessen Eingang die Worte  
standen:

Erstes Gut ist dem Erdensohne Gesundheit,

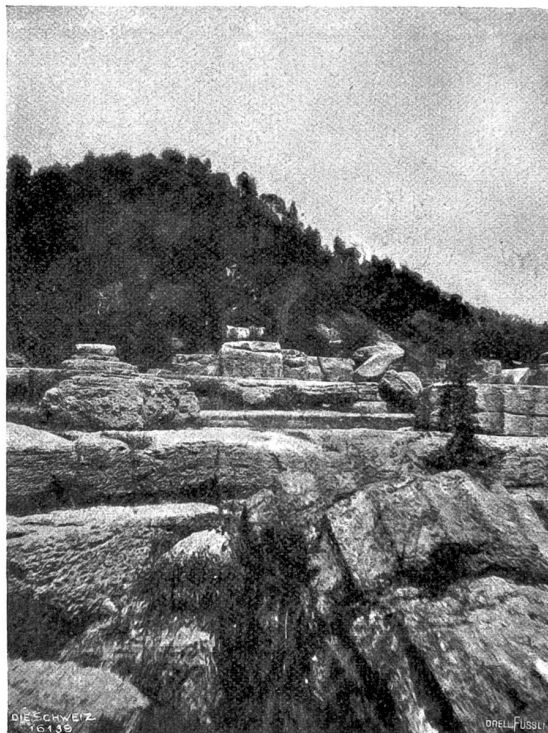
Das zweite: schön von Gestalt einherzuwandeln!

Wagen wir einmal den Gedanken, die Menschen von heute  
ihrer sie verschönernden Hülle entkleidet durch die Städte wandeln  
zu sehen! Wir riefen wohl bald nach einer Lex Heinze zum  
Schutze des Schönheitsbegriffes. Am Nil, wo sich Altertum  
und „Moderne“ begegnen, da drängten sich uns solche Gedanken  
besonders auf, wenn wir die aufgeputzten, ausgestaffierten und  
auswärtierten, bemalten und emaillierten Söhne und Töchter  
des Abendlandes in den Salons der Hotels von Kairo mit  
den kraft- und schönheitsfrohen nackten Gestalten des un-  
kultivierten Orients maßen, die ihre Pferde in die Schwemme  
ritten oder im Dienste des Vater Nil mit ihren sehnigen Armen  
dem dürstenden Lande den Labetrunk schöpften: das waren  
Menschen, die andern waren es vielleicht einmal gewesen!

Aber nicht nur so schön, daß sie sich nackt zeigen durften, auch  
stark waren die olympischen Wettkämpfer; ihre Leistungen im  
Heben, Springen und Schleudern würden ihnen heute an unsern  
eigenen Turnfesten den Lorbeer- und Eichenkranz aufs  
Haupt drücken. Es war keine Kleinigkeit, im Diskoswurf die



Olympia Abb. 4. Das Heraion.



Olympia Abb. 5. Der Zeusstempel.

vier Pfund schwere Scheibe von Erz (die bei den Phaiaken  
Homers noch bloße flache Steine vertrat) über den fünfzig  
Meter breiten Alpheios zu werfen oder im Dauerlauf zwölf-  
mal das Stadion (s. Abb. 6) d. h. etwa 4500 Meter mit den schwe-  
ren Eisenwaffen in den Händen, und zwar nicht etwa auf harter  
Bahn, sondern im weichen und glühenden Sand zu durchziehen.  
Hier war's Spiel, bei Marathon bewährten die Griechen sich in  
der Praxis. Wer heute vom Pentelikon herab die Strecke, die  
sie damals im Ansturm durchmaßen, mit den Augen mißt,  
der bekommt auch Respekt vor den Weinen der alten Griechen.  
Ob die heutigen Bewohner jener Gegend, deren Slavengesicht  
den stolzen Griechennamen, den sie sich beigelegt, unbarmherzig  
Lügen straft, wohl auch noch so laufen könnten? Möglicher-  
weise um einen „Bachtjiffi“ oder, wie es in den vornehmern  
Casés lautet, ein Pourboire!

Die richtigen Bravourstücke leisteten die Helden im Pan-  
kration, einer Verbindung von Ring- und Faustkampf. Beim  
gewöhnlichen Ringen, das einen Teil des Pentathlons oder  
Fünfkampfes ausmachte, siegte meist die Kunst über die rohe  
Kraft, da dort alle Rohheit streng verpönt, Finten und Lauern  
aber erlaubt waren. Um sich den Griffen des Gegners zu ent-  
winden, salbten sich die Ringer mit Del und rieben sich die  
öligten Glieder zudem noch mit Asche ein, um sich blitzschnell  
und aalglatt der Umarmung des Gegners zu entziehen; denn  
wer dreimal mit der Schulter den Boden berührt hatte, galt  
als besiegt. Diese Art zu ringen, bei der nur hohe Griffe er-  
laubt sind, wird heute noch manchenorts bei Turnfesten ver-  
langt, während das Schweizerringen bekanntlich auch tiefe  
Griffe kennt. Von der Stärke der Pankratiasten weiß Pau-  
saniás allerlei zu erzählen. Milon aus Kroton, der schon als  
Knabe zu Olympia und Delphi im Ringkampfe gesiegt hatte  
und nachher als Mann noch fünfmal den olympischen Sieg  
errang, habe sein Standbild, das er als Sieger in der Akropolis  
aufstellen lassen durfte, selbst dorthin getragen und es auf das  
Postament gestellt. Niemand war imstande, ihm einen von  
seiner Hand umschlossenen Granatapfel zu entreißen oder zu  
zerdrücken. Er stellte sich auf einen geölten Diskos und spottete  
derer, die ihn mit Kraft oder Anlauf hinabzustoßen suchten.  
Eine um seine Stirn gebundene Saite sprengte er mit der  
Kraft seiner Aern, und niemand vermochte den kleinen Finger  
seiner offenen Hand zu bewegen. Er wurde ein Opfer seiner



Olympia Abb. 6. Eingang zum Stadion.  
Das Stadion selbst (192,27 m lang) ist noch von einer mehr als fünf Meter tiefen Sandschicht zugebedeckt.

Stärke. Im Uebermüthe riß er einst in einem einsamen Walde einen Baumstamm, in den Keile hineingetrieben worden waren, mit den Händen so weit auseinander, daß die Keile herausfielen. Während er sich bemühte, seine Finger wieder herauszuziehen, wurde er von Wölfen angefallen und getötet, da er sich nicht wehren konnte. Ein anderer Sieger erprobte seine Kraft an einem Löwen, deren es damals noch in Thrakien gab, da ihn der Ruhm des Herakles nicht schlafen ließ, bis auch er den König der Tiere gebändigt hatte. Einmal faßte er einen Stier am einen Hinterbein und hielt ihn trotz aller Anstrengung, die jener machte, fest. Als der Perserkönig Darios von ihm hörte, ließ er ihn nach Susa kommen, wo er gleich drei „Unsterbliche“ herausforderte und erschlug, während sie zusammen ihn angriffen. Auch er ging an seinem Uebermüthe zugrunde: er vermaß sich, eine einstürzende Grotte mit seinen Armen aufzuhalten; allein der Berggott war eben noch stärker als der stärkste Mensch. Während wir diese Ausschmückungen wohl an und für sich hervorragender Taten den Vortretern oder Fremdenführern, die dem Pausanias Olympia erklärten, in die Schuhe schieben müssen — fügen doch ebenso die heutigen Führer gern etwas Großartiges zur trockenen Historie hinzu, um dem Fremden für sein Trinkgeld auch was Rechtes zu bieten — haben wir im heutigen Olympia-Museum, das unweit der Altis die durch die deutschen Ausgrabungen dem Schlamm des Kladeos entzifferten Funde und Reste einstiger Pracht beherbergt, ein untrügliches Beweisstück hellenischer Kraft, nämlich einen rohen Sandsteinblock von einhundertvierzig Kilogramm Gewicht, auf dem in sehr alten Schriftzügen die Worte stehen: „Bybon hob ihn mit einer Hand und warf ihn übers Ziel.“ Was sagen hiezu unsere Nationalturner?

Noch war der Faustkampf und wurde mit der Zeit immer roher, so roh, daß er nicht selten mit dem Tode eines der Kämpfenden endigte. Das Barbarische, das diesem mit bewehrter Faust ausgefochtenen Wettsreit innewohnte, stieß die echten Griechen ab und wurde bald die Domäne der Berufssportler; ein Platon und ein Pythagoras, die den Ringkampf im Pentathlon nicht verschmähten, hielten sich hier fern. Wenig fein war auch die Renommisterei der mit ihrem zerschundenen Gesicht prahlenden Faustkämpfer, die sich mit Vorliebe so dar-

stellen ließen, daß man es dem Bilde gleich ansah, wen man vor sich hatte, etwa wie heute ein „Fuz“, nachdem der erste Durchzieher seine Wange durchfurcht hat, sich mit seinem Schmiß photographieren läßt. Die Entstellung des Gesichtes durch den Faustkampf war oft so groß, daß die Sage ging, einer habe eine Erbschaft nicht herausbekommen, weil er, vom Faustkampf zurückgekehrt, an Gesicht und Gliedern so zerschunden war, daß ihn niemand mehr erkannte.

Im Laufe der Zeit gestellte sich zum Wettkampf der Menschen auch ein Wettkampf der Pferde, die, als Zwei- oder Viergespann vor zweirädrige Schlachtwagen gespannt, das Hippodrom durchliefen, um für ihren Herrn den Siegespreis zu gewinnen, der dafür in seiner Siegesfreude auch sie nicht vergaß. Ein glücklicher Sieger z. B. — wird berichtet — gab seiner Freude dadurch Ausdruck, daß er nicht nur alle zu Olympia anwesenden Männer, sondern auch alle Pferde bewirteten ließ. Das späte Aufkommen der Wettfahrten — das Wettreiten kommt erst in noch späterer Zeit — erlaubt uns auch den Schluß, daß die Sage von der Gründung der olympischen Wettkämpfe durch Pelops, der im Wettrennen dem elischen König Dinomaos Tochter und Reich abgewonnen und dann den Agon gestiftet haben soll, einen späten Ursprung hat, wenn sie auch in der Blütezeit der Feste so sehr im Vordergrund stand, daß ihre Darstellung würdig erachtet wurde, den einen Giebel des Zeustempels zu schmücken.

Mit dem Aufkommen der Pferderennen war schon der erste Schritt getan, um die Feste von ihrer idealen Höhe herunterzuziehen. Vorher konnte jeder freie Grieche in jedem Kampfe den Siegespreis erringen, hier aber konnten nur die Reichen konkurrieren, d. h. gewinnen; denn die Mühen dieses Wettkampfes drückten sie nicht sehr, während die anderen Wettkämpfer sich allerlei Verordnungen schon vor dem Feste unterziehen mußten. Damit der Reiche, der die kräftigsten Speisen eher kaufen konnte als der Arme, nicht im Vorteile sei, wurden all denen, die sich nach Vorschrift ein Jahr vor dem Feste für den Wettsreit angemeldet hatten, die gleichen Speisen, und zwar sehr leicht zu beschaffende (anfangs z. B. frischer Käse, aber kein Fleisch) für die Dauer von zehn Monaten vor dem Fest angewiesen, und jeder mußte vor Antritt des Kampfes schwören, daß er während der Vorbereitungszeit keine bessern Speisen genossen habe als seine Mitkämpfer.

Und was war der Lohn für die Entbehrungen, Mühen und Arbeit der Wettkämpfer? So fragte auch der Perser Mar-donios, als er vernahm, daß die Griechen, trotzdem der Feind im Lande war, zu Olympia Wettkämpfe und Festfeiern abhielten. Und wie ihm die Antwort ward: „Ein Delbaumzweig!“ da rief er aus: „Weh' uns, gegen was für Völker kämpfen wir!“ Er ahnte wohl, daß hier der Siegeslauf der festgefühten Persermacht, die so manches Reich gebrochen hatte, enden und ihr Ruhm verblichen müsse.

Menschen, die nicht um Macht und Gold, sondern um einen Sieg ohne äußern Lohn, um das bescheidene Sinnbild der Siegeschre kämpften, von deren jedem der Dichter singt:

„Er achtet das Leben gering, die finstern Pfeile des Todes  
Grüßt er mit Lust, wie sonst Helios' Strahlen er grüßt“  
die konnten wohl mit ihrem Leibe sterben, ihr Geist aber mußte unsterblich bleiben und siegen über alle Bedrücker. Auch das finstere Mittelalter mit seinem geistlosen Autoritätenszwang vermochte diesen Geist nicht zu vernichten. Steis leuchtete dabon noch ein Schimmer hinüber nach Westen, und als nach langer, langer Geistesnacht das Morgenrot in den hellen Tag überging, da riesen Tausende mit Hutten dankend der über Olympia und Delphi aufgehenden Sonne entgegen: „Die Geister erwachen; es ist eine Lust zu leben!“

Olympia aber lag tief unter Schutt und Asche; pietätlos ergoß der Kladeos sein Geschle über die Altis und das Stadion hin, die Bäume des Kronoshügels, die als zarte Pflänzchen einst Zeugen des Glanzes und der Freude gewesen waren, neigten stumm die Wipfel, und die Weiden am Alpheios sangen leis ihr Klage lied. Und alle vier Jahre, wenn die Zeit des Festes nahte, dann kamen in stiller Nacht die Götter und die Menschen, die einst hier gewohnt und im ebenen Wettkampf sich gemessen hatten. Vater Zeus hatte zwar in Athen, nicht in der alten Theseus-, sondern in der neuen Kaiserstadt, ein prächtiges Haus, das ihm der Barbarencaesar Hadrian gestiftet hatte. Es war mächtiger und schien mit seinen Riesensäulen (s. Abb. 7) der Ewigkeit zu trogen, und dennoch war ihm darin nicht wohl. Das Progenhafte des Barbarenbaus machte ihm den

Aufenthalt dort schwer, und so ließ er ihn zerfallen und wohnte lieber in den Ruinen seines Lieblingsaufenthaltes am Alpheios; denn als allwissender Gott sah er voraus, daß ihm und den andern Genien der Wahrheit und Schönheit drüben überm

Meere neue Tempel bereitet würden, nicht von Stein, sondern in den Herzen der vom Geiste der Hellenen zu neuem Leben entflammten Menschen.

Dr. Carl Gamenisch, Basel.

## Zur Statistik über die Bevölkerung Frankreichs.

Im Verlag von Joseph Singer in Straßburg ist eine kleine Broschüre erschienen, die den Titel führt: „Wird Frankreich aus der Reihe der leitenden Völker verschwinden?“ Da diese Frage nicht nur die Franzosen und ihre historischen Rivalen und sonstigen Nachbarn angeht, sondern die ganze zivilisierte und kultivierte Welt, ja selbst die Barbaren, so wird man dem Verfasser G. Oberle dafür Dank wissen, daß er uns das Problem an Hand von Zahlen vergegenwärtigt, und auch für seine Bemerkungen und Schlüsse einen Augenblick erübrigen.

Zahlen, Tabellen haben oft etwas Abschreckendes für das weitere Publikum, auch wenn es sich für ihre Summe interessiert. Aber wenn auch nicht alles Sachliche in ihnen begriffen ist, so geben sie wenigstens in ihrer Unbestechlichkeit keine Pfaffen ab. Lassen wir also immerhin vorderhand diesen Zahlen das Wort. Wir brauchen nur da eine, dort eine herauszugreifen, sodaß sie uns eine Entwicklung veranschaulichen.

In den letzten hundert Jahren ist die Bevölkerung des heutigen Frankreich von 26,6 auf 39 Millionen gestiegen. Also um die Hälfte. Vergleichen wir, um dieses Verhältnis unter dem Gesichtspunkt der Titelfrage würdigen zu können, mit den andern in der Statistik durchgehend vertretenen Mächten. Großbritannien hat zur Zeit der großen siegreichen Kriege mit dem revolutionären und napoleonischen Frankreich wenig mehr als die Hälfte von dessen Einwohnerzahl. Es ist von 15,7 auf 41,5 Millionen gekommen. Das heißt seine Ziffer hat sich mehr als verzweieinhalbfacht. Es hat sich mehr als fünfmal so stark vermehrt. Des heutigen Deutschland Ziffer hat sich mehr als verdoppelt. Von etwas unter Frankreich ist es um dessen Hälfte darüber hinaufgerückt. Italien hat sich in derselben Zeit beinahe verdoppelt, und der Augenblick ist abzusehen, wo es Frankreich überflügelt haben wird. Es stehen jetzt 33 gegen 39 Millionen. Die Differenz wird rapid schwinden, wenn es den Italienern gelingt, der kolossalen Auswanderung, besonders aus dem Süden, einigermaßen zu steuern. Spaniens Zahl hat sich ebenfalls von 10,5 auf 18,2 Millionen, also beinahe auf das Doppelte erhöht.

Es wird aus diesen Zahlen jedermann klar, daß die Frage in bezug auf eine nähere oder fernere Zukunft eine gewisse Berechtigung hat. Sie interessiert um so mehr, als Frankreich nicht immer bloß eines der leitenden Länder, sondern etwa hundert Jahre lang, nämlich vom endgültigen Triumph über Spanien durch Mazarin bis zum siebenjährigen Krieg, mit England und Preußen, dann wieder unter dem großen während der größten Dauer des kleinen Napoleon die leitende Macht schlechtweg gewesen ist, und auch heute noch wenigstens auf dem Kontinent die einzige, dem deutschen Machtssystem gegenüberfüßriggebliebene bewährte Großmacht ist.

An die Gesamteinwohnerzahl von Europa hat Frankreich um 1800 herum 15,6 % gestellt, heute sind es noch 9,7 %.

Daß die künstlich hochgehaltene numerische Stärke der Armee und die finanzielle Stärke der Nation sich mit diesem Platz in der Tabelle der Völker nicht decken, vermöchte auf die Dauer die Entscheidung kaum zu beeinflussen. Geht doch die Frage weniger um das Verschwinden des geographischen Begriffs als um das der Nation.

Nehmen wir eine andere Tafel vor. Die vom Altersaufbau der verschiedenen Bevölkerungen. Die jüngste Gruppe, die Kinder bis zu neun Jahren machen in Frankreich 17 % aus, in den andern angeführten Ländern 23,6 %. Auch die zweite Gruppe von 10—19 Jahren steht den andern noch mehr als 2 % nach. Die dritte Gruppe stimmt dann schon beinahe mit jenen überein. In allen höhern Gruppen übertrifft es sie, und zwar zunehmend. Daraus geht deutlich hervor, daß sich die Bevölkerung unserer westlichen Nachbarn nicht in dem zur Behauptung der Rasse notwendigen Maßstab aus ihrem eigenen Schoß heraus erneuert — sondern durch Einwanderung. Nun ist es ja wahr, daß die feine französische Kultur sich diesen Zustrom

von außen mit großer Leichtigkeit und Promptheit assimiliert, und zwar nicht nur daheim, sondern auch in den nordafrikanischen Dependancen, wo die produktivern Schweserrassen, die Italiener, Malteser und Spanier, die französischen Kolonisten weit überwiegen würden, wenn nicht ein großer Teil immer wieder vorweg in ihnen aufginge. Aber wir begreifen, daß dem Franzosen, dem an der Erhaltung alter Franzosen liegt, die Erneuerung aus dem eigenen Blut heraus lieber wäre, indem mit dem Mutter- und Milchsystem nicht von heute auf morgen, doch im Laufe der Zeit eine Veränderung der nationalen Eigenart zu befürchten ist. Andere wieder glauben sich auch mit dieser Art von nationaler Fortsetzung befreunden zu können, begrüßen sie sogar und sind der assimilierenden Kraft ihrer hohen und sympathischen Kultur sicher. Die Geburtenziffer nun ist in Frankreich 2,3 %, diejenige der durch reiche humanitäre Tätigkeit eingeengten Sterblichkeit 2,12 %, die Einwanderung 3 % (die Auswanderung ist bekanntlich so minim, daß sie nicht ins Gewicht fällt). An die Zunahme der Bevölkerung von Frankreich trägt also die Einwanderung (meist Italiener und Deutsche) fünfzehnmal mehr bei als der Nachwuchs. Es kommt dazu, daß dieser Nachwuchs wieder bei den Eingewanderten stärker ist als bei den Franzosen.

Der Nachwuchs hat sich also in der Tat so reduziert, daß ein Fortschreiten auf dieser schiefen Ebene allerdings alles in Frage stellen kann. Um dem abzuhelfen, wird man zunächst die Ursachen dieses Rückgangs suchen. Der Verfasser unserer Broschüre findet sie in den beiden verschwieberten Feinden des Lebens, dem Alkohol und der Tuberkulose, und diese führt er naturgemäß auf das Elend der immer zunehmenden Städteüberbevölkerung, auf die Flucht vom Lande, zurück.

„Die schwierige Lage, in der sich die Bewohner einiger Departemente in bezug auf den Erwerb befinden, die verhältnismäßige oder eingebilddete, vermutete Leichtigkeit, in den In-



Olympia Abb. 7. Das Olympieion zu Athen.